

Im Archiv zu Schwyz

Autor(en): **Wirz, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 21

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zu Schillers Gedächtnis.

(Am Mythenstein.)

Rings strahlten die Berge im neuen Schnee.
 Sie fuhren über den Urnersee,
 Hans Truttmann, der Bauer, und sein Bub,
 und schwere Furchen ihr Ruder grub.
 Doch als sie kamen zum Mythenstein,
 da stand ein Name gerissen ein,
 Begraben tief und mit goldnem Stift.
 Im Spätlicht schimmerte die Schrift:
 „Dem Säng'er Tells!“ — Der Knabe las,
 und sacht glitt der Nauen vorbei, fürbaß.
 Der Knabe sann und hob das Gesicht.
 Er kannte den Tell, seinen Säng'er nicht.
 Er sah ins Blaue, dann fiel ihm ein:
 „Ihr — Vater — was meinte die Schrift am Stein?“
 Es blickte der Alte ihn seltsam an,
 Begann: „Es lebte ein deutscher Mann“,
 besann sich: „Sind viele Jahre hin“,
 fuhr fort: „Lern fleißig, dann kennst du ihn!“
 Und plötzlich glomm ihm die Wange rot:
 „Sieh, Bub, wie der Urrotstock loht
 und wie die Bauen im Schatten stehn,
 wie schwarze Warten sind sie zu sehn.
 Es dunkelt der See, es schimmern die Höhn.

Sieh vor dich, Bub! Ist das nicht schön?
 Und das ist die Heimat, Bub, und frei,
 und wie sie teuer und herrlich sei,
 sang keiner noch aus und ein im Land,
 wie er, dessen Name am Stein dort stand.
 Und mehr: Was hier in der Brust uns haust!
 Das jache Blut und die rasche Faust!
 Und wie uns leicht doch das Auge taut!
 Der Deutsche hat uns ganz durchschaut.
 So ist es, daß uns sein Lied vom Tell
 lieb ward wie ein Trunk aus heim'schem Quell,
 Und daß uns dabei die Seele bebt,
 als hätten wir, was die Väter gelebt.
 So ist es, daß jener deutsche Mann
 sich unser Herz zu eigen gewann!“

Der Alte sprach es. Der Nauen schwamm.
 Die Berge erglühn wundersam.
 Und seewärts floß die tiefe Glut
 Und quoll zusammen mit seiner Flut.
 Da war ein Leuchten am ew'gen Schnee
 Und war ein Leuchten im dunkeln See,
 Als sollt' es zu jenes Gedächtnis sein,
 Dessen Name stand am Mythenstein. Ernst Zahn.

Im Archiv zu Schwyz.

Von Eduard Wirz.

Es war im Herbst und in Schwyz. Ich war nach dem lieben Dorf gefahren, um auf die Mythen zu steigen. Aber die ließen sich nicht blicken, so dicht lag der Nebel über Tal und Berg. Da machte ich dem Archiv des kleinen Ländchens einen Besuch, und jetzt erlebte ich doch noch einen Sonnentag. Davon will ich erzählen.

Wir stehen hinter dem schönen Rathaus vor dem festen, dreistöckigen Turm mit den eisernen Fensterladen. Ein vierfaches Schloß schließt die schwere Eisentüre. Mein Führer eilt voraus, stößt den ersten Fensterladen auf; und Licht dringt in das enge Turmgeschoß. Wir treten ein und sind im Staatsarchiv von Schwyz. Uralt ist dieser Turm, erklärt der Herr Major, unser Führer, und stark gebaut, hat er doch im Grundbau eine Mauerdicke von zwei Meter. Seit vielen Jahrhunderten dient er als Archiv und birgt manchen kostbaren Schatz.

Wir treten ins oberste kleine Stübli. Hier sind also die Dinge aufbewahrt, die von den Schöpfern unseres Landes berichten, hier sind jene alten Schriften, die von den Anfängen unserer kleinen Eidgenossenschaft erzählen; hier hängen die Fahnen, die am Morgarten und bei Sempach leuchteten, die blutroten Banner der Schwyzer. Da liegen und hängen die wertvollen Urkunden in Glaskästchen. Das ist der Bundesbrief, der liebe, ehrwürdige Brief von 1291. Da hängen die beiden Siegel, der Stier von Uri und der flogige Schlüssel von Unterwalden. Das Schwyzer-Siegel ist abgefallen. Über 600 Jahre liegt das Pergament hier im Turm; es ist etwas grau geworden, und die Siegelbänder scheinen etwas brüchig, und es gibt in der Tat größere und stolzere Schreiben in diesem Archiv, Schreiben, an denen eine größere Reihe von Siegeln hängt, darunter die Wappen mancher mächtigen Stadt. Und doch bleibt dieser schlichte Brief das Kleinod der



Rign d'Arolla.

Nach einem Gemälde von E. Burthard, Richterwil.

ganzen Sammlung, das größte in unserer Lande. Hier liegt aufgezeichnet die Geschichte von der Geburt und dem Werden unserer Eidgenossenschaft, in klaren Worten, an denen es nicht viel zu deuten gibt, in sauberer, reiner Schrift. „In nomine domini, Amen. Im Namen Gottes, Amen.“ Also beginnt unser erstes Gesetz.

Nicht weit vom Bundesbrief von 1291 finden wir den Dreiländerbund von Brunnen vom 9. Dezember 1315. Das ist der Bundesbrief, von dem eine alte Chronik meldet: „Do man zalt von g. g. XIII hundert und XV jar, an sant niklausstag, do machten die dry lender Ure, Switz und Underwalden die ersten puntnuß mit enander, und das was ain anfang der eidgnosschaft.“

Zwischen diesen beiden Briefen liegt die Bluttaufe des jungen Bundes, liegt die Schlacht am Morgarten. Wie der Herr Major davon erzählte! Ich sah die Schwyzer auf den Feind warten, sah das stolze Ritterheer heranreiten. Dann folgte der Schlag. Und jetzt sprach unser Führer von den alten Lehnen und wußte man-

ches von ihrer Stärke und Festigkeit zu berichten.

Wir forschen weiter in den Kästchen und Schubladen. Da ist der Freiheitsbrief der Schwyzer, den die klugen Landleute sich im Dezember 1240 im Lager vor Faenza von Friedrich II. holten. Noch hängt das große Thronsigel daran, darauf der Kaiser mit Zepter und Reichsapfel abgebildet ist.

Und hier ist das Stanser Verkommnis von 1481, jener Bundesvertrag, der die entzweite Eidgenossenschaft wieder zusammenschweißte und auf Jahrhunderte hinaus das Grundgesetz unseres Landes blieb. O, es ist ein unterhaltsam Wandern durch diesen Pergamentenwald. Man streift durch die ganze Schweizergeschichte. Man sieht all die Bundesbriefe, von denen jeder den Eintritt eines neuen Ortes in die Eidgenossenschaft bestätigt und besiegelt. Stattliche Reihen von Siegeln hängen an diesen Schreiben, an starken Bändern oder an Seidenschnüren in den Farben des betreffenden Ortes.

Die Bundesbriefe und die übrigen alten Urkunden bilden unbestreitbar den kostbarsten Besitz des Schwyzer Archivs. Aber auch der Inhalt des Wandkastens in diesem Stübli darf sich sehen lassen, die Fahnen und Feldzeichen der alten Schwyzer. Um diese Fahnentücher weht die Geschichte mancher Jahrhunderte. Das Marignanobanner erzählt von dem blutigen Streit, und wie die Schwyzer das teure Zeichen der Heimat den Feinden nicht lassen wollten. Ein Fähnlein aus dem alten Zürichkrieg mahnt an eine böse Zeit. Ich greife in ein dunkelrotes Banner von schwerer, kostbarer Seide. Kein Wappen, kein Kreuzlein. Es leuchtete bei Sempach über der Schwyzer Not und Sieg. Zu innerst hängt ein kleines, unscheinbares, verblichenes Fähnlein. Es ist das älteste von allen: Morgarten. Urkunden erzählen die Geschichte der Banner und ihrer Träger. Einige dieser Feldzeichen sind geflickt und ausgebessert worden. Diese nadelfeine Handarbeit besorgten die Nonnen des Frauenklosters ob Schwyz. Die Fahnen waren während des Franzoseneinfalls in einer Kiste hinter dem Dorfe vergraben und entgingen so dem Schicksal der zahlreichen eroberten Feldzeichen, die in der Kirche aufbewahrt und von den fremden Soldaten gestohlen, zerrissen und zu Taschentüchern und Gewehrpußlappen verwendet worden sind.

Wer nun glaubt, er kenne den Inhalt dieses Archivzimmers, täuscht sich. Er hat die zwei alten Landammannschwerter nicht gesehen und jene Erinnerungszeichen an den Tuileriensturm, an den blutigen 10. August 1792. Es sind die Ehrenurkunden zweier Schwyzer Soldner, die als Krüppel in ihre Heimat zurückkehrten.

Der Major hat schon mit der Geschichte des Tuileriensturms begonnen. Der Name Reding fällt. Schwyz und Reding. Die beiden Namen sind unzertrennlich. Ich habe die Redinghäuser gesehen, und nun bitt' ich den Major, aus der Geschichte dieses Geschlechtes zu erzählen, des Geschlechtes, das 1521 bloß noch einen einzigen Stammhalter hatte, während hundert Jahre später schon wieder 27 Offiziere dieser Familie in den Laufgräben vor einer französischen Festung standen. „Aber nur zwei Worte, die Geschichte der Brüder aus der Zeit der französischen Revolution. Da ist Rudolf, der Hauptmann im Schweizergarderegiment, der beim Tuileriensturm schwer verwundet wurde und aus dem Gefängnis jene heimwehkranken

Worte schrieb: „Werde ich geheilt, was nicht unmöglich ist, so rechne ich darauf, meine Tage ruhig im Schoße unserer Familie zu beschließen und mich meinen Lieben mit allen Kräften zu widmen.“ Zwei Tage später fand er in den Septembermorden ein vor schnelles Ende. Einen seiner Brüder, einen jungen Oberst aus spanischen Diensten, kennen wir als Sieger an der Schindellegi und bei Rotenturm, Alois Reding. Ein dritter Bruder, Theodor, war mit 16 Jahren als Kadett ins spanische Schweizerregiment eingetreten. Er starb als hochgeachteter Feldherr 1809. Bei derselben Truppe diente auch der vierte Bruder, Oberst Nazar, der gefangenen Schweizern das Leben rettete, indem er sich vor die Mündung einer Kanone stellte, die von einem wütenden Volkshaufen gegen seine Landsleute gerichtet worden war.“

Mit der Geschichte der Reding haben wir ein neues Kapitel in der Schwyzer Geschichte aufgeschlagen, die Geschichte der Schwyzer in fremden Diensten. „Hier will ich Ihnen noch etwas zeigen“, mit diesen Worten zog der Herr Major eine letzte Schublade und legte uns ein rot-samtenes Buch in die Hand, aus dem rote und blaue Bänder herauschauden, die zum Öffnen lockten. Unten hing in einer Metallkapsel ein prächtiges Siegel, das Zeichen Neapels. Es war der Dienstvertrag, den die Schwyzer im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts mit dem Königreich Neapel abgeschlossen hatten. Recht sauber und übersichtlich ist der Vertrag aufgesetzt. Hier finde ich die Einkommens-, dort die Soldverhältnisse. Ein Oberst z. B. erhielt 11,000 alte Franken.

Der neue Bund verbot die fremden Kriegsdienste, die Verträge liefen ab, der König von Neapel zahlte den Soldaten und ihren Nachkommen Jahrgelder. Und als das kleine Königreich im geeinigten Italien aufging, zahlte das Kriegsamt in Rom. Nach Schwyz kommen heute noch zwei Pensionen. Während des Weltkrieges waren ihnen sogar entsprechende Teuerungszulagen beigegeben. „Ich schreibe für die zwei alten Leuten jedes Jahr nach Rom,“ endete der Major, „und immer trifft das Geld pünktlich ein.“

Jetzt fingen wir an, die eisernen Fensterladen zu schließen und stiegen dann die dunkelgewordene Treppe hinunter. Irgendwo leuchtet noch ein Banner, die Schinerfahne, ein Geschenk Papst Julius II.

Nun sind auch die Türen wieder fest zugeriegelt. Die Schwyzer hüten ihre Schätze sorgfältig, und mit Recht. Wir danken für die freundliche und so lebendige Führung und wan-

dern dann durch die abendlichen Gassen des alten Fleckens, die reichen Stunden überdenkend, die ein kurzer Nachmittag uns besichert.

Eine Schülerreise.

Von Heinrich Federer.

Eines Tages rutschten wir besonders wild auf unserem jungen Sitzleder hin und her. Denn da wurde verkündet, daß wir morgens um sechs Uhr auf dem Schulhausplatz aufzurücken sollten. Es gelte eine Fahrt ins Gebirge hinauf. Jeder zahle fünfzig Rappen. Und es wurde bestimmt, wer die langen Brote an einer Schnur über den Rücken tragen solle. Und daß jeder etwas Zucker und ein Geschirr mitbringe. Alles andere, Milch und Käse und Butter und kristallenes Wasser, gebe der Berg.

Welch ein Gerumpel von Freude erschütterte die muffige Schulstube. Ich konnte vor Erregung lange nicht einschlafen. Jetzt fingen die Berge an, in meine Nähe zu rücken und zu erklären, sie seien ein bißchen verwandt mit mir.

Mühsam, aber glücklich ging es im Morgenschatten bergauf. Ich schnaufte und schwitzte wie ein Hengst. Aber je höher ich stieg, desto leichter wurde mir, als fielen die Erdgewichte, eins ums andere, von mir weg. Wenn es so weiter geht, werd' ich bis abends fliegen.

Die obersten Berghäuser lagen schon tief unter mir, wir schritten durch würziges Tannengehölze, dann auf feuchte, fettgrasige Alpweiden hinauf. Unser Dorf Sachseln in der Tiefe, ja der ganze Heimatkanton Obwalden schrumpfte zwerghaft zusammen, die Kirchen im Talboden wurden fast unmöglich klein, der Sarner See, sonst für uns ein Meer, ward mit dem ersten Blick umfassen, die jenseitigen, zahllosen Berge sanken ins Knie, vom Norden blickte der Vierwaldstätter See herein, ferne Höhenzüge und wellige Ebene blauten aus dem Dämmer zwischen Pilatus und Stanserhorn ins Ländchen. Unser lieber Sarner See lag da wie ein schönes stilles Gesicht, aber mit Augen bald blau, bald grau, bald grünweiß, und man schauderte, wie tief ihr Blick ging. Die so wichtige Kantonsstraße war nur noch ein weißer Faden und so dünn, daß ihn eine Ameise zerreißen konnte. Merkwürdig fern tönten die Kirchenglocken in unsere ruhige Luft hinauf.

Meine Lunge überschwohl von Atem, mein Auge von Bildern, mein Herz von Seligkeit.

Wir erreichten die Untere Maus, eine kleine Alpe, dem Vater des Mattlisepp gehörig, und rasteten ein wenig. Dann stiegen wir in die Obere Maus. Dort hing in der Hütte über dem Herdfeuer ein gewaltiger Kessel mit Milch. Ha, wie wir unsere Näpfe boten, das Brot tunkten, in den gelben Käse bissen und den Geruch von Scheiterrauch und Milch und Heu und Viehdampf mit geblähten Nüstern einsogen!

Aber immer zwang es mich, mit meinem Geschirr in der Hand vor die zweigeteilte Hütten-türe zu treten und ins Land hinunter — und in die geöffnete Berg- und Himmelweite hinauszuschauen. Nie hätte ich geglaubt, daß die Welt so schön sein könnte. „Und warum“, fragte ich in meiner Dummheit, „baut man das Dorf nicht in solchen Höhen? Wie sicher wäre man da oben vor dem Krieg und vor der Pest und sogar vor dem Teufel.“

Wir lagerten nach dem Essen unter den vordersten Bäumen des Bergwaldes in seliger Gelöstheit des Leibes, bis der hohe heiße Mittag sich ausgebrannt hätte. Unsere Zungen gingen wie Vogelschnäbel. Die süßsalzige Luft und übermächtige Freiheit machte uns schier trunken. Einige Knaben piffen und jodelten ununterbrochen. Viele trugen Holzsandalen und schleuderten sie übermütig vom nackten Fuß den Hang hinunter. „Dort, ist das nicht das Schulhaus?“ sagte jemand mit der großen Zehe nach einem kleinen weißen Flecklein im Gelände zeigend? „Schulhaus“, wiederholte Leo Haas, und das Wort klang so tot, so nichtig, so mesenlos, als ob es nie eines gegeben hätte. Auch der Lehrer war nicht mehr der gleiche Mensch hier oben. Er machte Späße, redete wie ein alter guter Kamerad mit uns, drohte nie Pst! und Scht! und rauchte jetzt auf der Hüttenbank mit dem Obersenn eine Zigarre.

„Wer will noch kuhwarme Milch?“ fragte uns der Mattlisepp. „Ich kann schon melken,